

Escape Reality

5 Türen in andere Welten

Ein E-Book von Urban Mystery



<https://urban-mystery.de/>

Jeder kennt die Momente, in denen man der Wirklichkeit entkommen und einfach in andere Welten flüchten will. Manchmal finden sich solche Safe Spaces ganz unverhofft in einem Musikstück oder einer Begegnung. Manchmal hilft es, die Perspektive zu wechseln, um das Verborgene zu sehen. Und manchmal ist es notwendig, die Regeln der Vernunft etwas zu verbiegen und herauszutreten aus dem Gefängnis der Realität. Denn hinter der Welt sind andere Welten. Und da gelten andere Regeln.

Inhalt

Der Brunnen	3
Herbst	7
Das Wrack	9
Die Ringeltaube.....	13
Am Waldrand.....	15

Der Brunnen

Gut, dass hier draußen nicht viel los war. Jessy hatte keine Lust, irgendjemandem zu begegnen. Sie schloss ihr Fahrrad vor dem Hotel *Am Schanzberg* an und stieg den Weg hinauf, der zu einer Ruine im Wald führte. Ihr Gesicht war taub vom eisigen Wind. Die Finger schmerzten trotz der Handschuhe, die angeblich bei Temperaturen bis minus fünfzig Grad warmhielten. Aber vermutlich verhielt es sich mit Handschuhen wie mit Bettdecken: Sie bewahrten nur die Wärme, die bereits vorhanden war.

Der Weg führte steil bergauf. Bis zur Ruine waren es ein paarhundert Meter. Dieser Ort, der mit seinen spärlichen Überresten im Wald verborgen lag, hatte Jessy schon oft Zuflucht geboten. Hier konnte sie den Alltag vergessen und von vergangenen Zeiten träumen. Im 19. Jahrhundert hatte hier ein Waisenhaus gestanden, das später in ein Heim zur Kinderlandverschickung umfunktioniert wurde. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde es geschlossen. Bis in die späten 70er-Jahre stand an dieser Stelle dann eine Waldgaststätte, ein beliebtes Ausflugsziel. Nach mehrmaliger Brandstiftung wurde sie jedoch endgültig geschlossen. Heute waren nur noch Mauerreste und zerbrochene Treppen übrig. An einigen Stellen ragten rußgeschwärzte Rohre und rostiges Gestänge aus dem Boden. Am ehemaligen Eingang neben der Haupttreppe standen zwei altertümlich aussehende Straßenlaternen. Jessy liebte diesen Ort.

Einige Bereiche waren halbherzig abgesperrt. Den Steinplatz mit Brunnen auf der Rückseite der Ruine durfte man demnach nicht betreten. Aber die sorgfältig in die Umzäunung geschnittenen Löcher und die Graffitis am Brunnen sprachen für sich: Jessy war nicht die Einzige, die hier ihre eigenen Entscheidungen traf.

Sie schob sich neben einem Mauerrest durch den Zaun, und hielt inne. Dort saß bereits jemand auf dem Brunnenrand: eine junge Frau in einem weißen, sommerlichen Kleid. Jessys Hände und Kniee schmerzten, und sie fror trotz ihrer warmen Jacke. Wie konnte die Frau am Brunnen so ungerührt in der eisigen Kälte sitzen? Noch etwas anderes war seltsam: Die Frau schaute erwartungsvoll zu Jessy herüber. Dann stand sie auf und rief ihr etwas zu.

„Jessy! Endlich bist du da.“

Jessy hatte sich hier noch nie mit irgendjemandem getroffen, und sie war sicher, dass sie die junge Frau nicht kannte.

„Du musst mich mit jemandem verwechseln“, sagte sie.

„Erinnerst du dich daran, als du das erste Mal hier warst?“, fragte die Frau. Jessy beantwortete die seltsame Frage mit einem Nicken. Klar, daran erinnerte sie sich gut. Es war ihr sechster Geburtstag gewesen, der letzte, an dem ihre Eltern noch lebten. Sie hatten eine Schatzsuche im Wald für sie organisiert mit all ihren Freunden. Es war ein wunderbarer, unbeschwerter Tag.

„Nicht ganz unbeschwert“, unterbrach die Frau ihre Gedanken. „Du hast hier auf dem Brunnenrand gesessen und geweint, weil dein Bruder deinen neuen Kompass zerbrochen hatte.“

Ein Lächeln huschte über Jessys Gesicht.

„Stimmt. Ich hätte ihn erwürgen können. Es war trotzdem ein schöner Tag. Ist gefühlt tausend Jahre her ...“ Ihr Gesicht wurde ernst.

„Ich weiß, dass du eine schwere Zeit hattest“, sagte die Frau. „Du warst oft hier.“

Jessy blickte die Frau irritiert an. Sie sah sehr blass und müde aus.

„Ist dir gar nicht kalt?“, fragte Jessy. Die Frau übergang ihre Frage.

„Du weißt doch, dass hier einmal ein Erholungsheim für Kinder war“, sagte sie stattdessen.

Jessy nickte.

„Den meisten Kindern, die zur Erholung hierherkamen, ging es schon nach wenigen Tagen noch schlechter als bei ihrer Ankunft. Die Schwestern waren hart zu ihnen, ließen sie zur Abhärtung stundenlang in ihren dünnen Hemdchen in der Kälte stehen. Die Mahlzeiten, durch die sie wieder zu Kräften kommen sollten, waren karg. Und manchmal ließ die Oberin sie zur Strafe ausfallen. Sie wollte die Kinder vor Verweichlichung bewahren. Sie hatte die Härte des Lebens selbst zu spüren bekommen, weißt du?“

„Und du warst eines dieser Kinder?“ Noch während Jessy die Frage aussprach, fiel ihr auf, dass das nicht hinkommen konnte. Wenn das, wovon die Frau sprach, etwa in den Fünfzigerjahren stattgefunden hatte, müsste sie inzwischen um die siebzig oder achtzig Jahre alt sein.

Die blasser Gestalt schüttelte den Kopf.

„Sie nannten mich Schwester Agnes. Die Kinder taten mir leid. In der Nacht, wenn ich sie weinen hörte, schlich ich zu ihnen in den Schlafsaal. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen kleine Botschaften der Hoffnung zu bringen. Ein Streicheln über die Wange, eine zusätzliche Decke gegen die Kälte, einen ermutigenden Vers gegen die Hoffnungslosigkeit.“

Jessy sah sich um. Wenn diese Geschichte stimmte, dann hatte all das vor langer Zeit hier stattgefunden.

„An einem Tag wie dem heutigen – es war sehr kalt – wurde ich krank. Das Fieber hat meine Erinnerung vernebelt, aber es muss sehr schnell gegangen sein.“

„Wie meinst du das?“, fragte Jessy.

„Ich bemerkte es zuerst gar nicht. Ich dachte, ich sei gesund geworden, und schlich weiterhin heimlich in den Schlafsaal, um die Kinder zu trösten. Aber etwas war seltsam, denn sie sagten, sie weinten um Schwester Agnes. Ich war gestorben, Jessy. Aber die Kinder, die Schwächsten unter ihnen, selbst so nah an der Grenze zu einer anderen Welt, konnten mich immer noch sehen. So behielt ich meine alte Gewohnheit bei und versuchte sie aufzumuntern, so gut es ging.“

„Das ist traurig.“

„Als das Heim geschlossen wurde, ging mir erst richtig auf, was es bedeutete, nicht mehr am Leben zu sein. Ich wurde nicht mehr gebraucht.“

„Aber du bist immer noch hier. Bist du ein Geist?“ fragte Jessy.

„Ich habe mich an diese Zwischenwelt gewöhnt. Aber manchmal fühle ich mich einsam an diesem Ort, an den die Menschen kommen, um sich zu amüsieren.“ Sie sah sich um. „Na ja, sie kommen schon lange nicht mehr. Die Zeit ist ein eigenartiges Konstrukt. Ich glaube, ich sollte längst nicht mehr hier sein.“

Sie holte einen zerbrochenen Kompass aus der Tasche und zeigte ihn Jessy.

„Das ist der Kompass, den ich zum sechsten Geburtstag bekommen habe!“, rief Jessy.

„Er ist kaputt“, sagte Agnes. „Ich habe versucht, den richtigen Weg zu finden, aber ...“

Jessys Handy summte in der Tasche. Sie warf einen Blick auf die Nachrichten. Ihre Kollegin hatte geschrieben: „Die feuern dich, wenn du heute wieder nicht ins Büro kommst.“

Als sie von ihrem Handy aufsaß, war Agnes verschwunden.

Jessy fuhr nicht ins Büro. Sollte die Chefin sie doch rausschmeißen. Sie ertrug das alles ohnehin nicht mehr. Die Tage waren ätzend, die Nächte quälend. Wenn sie so weitermachte, wäre sie mit Mitte dreißig ein Wrack oder zumindest eine verbitterte Irre mit zwanzig Katzen in einer Einzimmerwohnung. Auf dem Rückweg dachte sie die ganze Zeit an Agnes. Die Kälte, die ihr ins Gesicht schnitt und ihre Finger schmerzen ließ, nahm sie kaum wahr.

Am nächsten Morgen stieg sie beim ersten Tageslicht auf ihr Fahrrad und fuhr wieder zur Ruine. Sie wusste selbst nicht, was sie sich erhoffte. Agnes war vor ihren Augen verschwunden. Vielleicht hatte sie sich die blasse Frau überhaupt bloß eingebildet. Aber Jessy sehnte sich danach, sie wiederzusehen. Vielleicht, weil sie ihr etwas gezeigt hatte, das sie mit einer Zeit verband, in der ihre Welt noch heil gewesen war. Vielleicht auch, weil Agnes' Geschichte sie berührt hatte und sie ihr gern helfen würde, den Weg zu finden, den sie suchte. Jessy stellte ihr Fahrrad am Waldrand ab und lief zum Brunnenplatz, an dem sie Agnes am vorigen Tag begegnet war. Sie dachte an all die Kinder, die hier zur Erholung hergeschickt worden waren und die nur Kummer und Kälte erfahren hatten.

Agnes saß auf dem Brunnenrand und blickte Jessy ernst an.

„Kennst du *Frau Holle*?“, fragte sie unvermittelt.

„Klar“, sagte Jessy und musste über die ungewöhnliche Frage schmunzeln.

Agnes deutete auf den Brunnen.

„Ich habe den Weg gefunden“, sagte sie. „Er war die ganze Zeit hier.“

„Der ist doch nicht tief“, sagte Jessy ungläubig. Der Brunnen war höchstens einen Meter tief, voller Laub und Müll. Irgendwelche Leute schienen hier gelegentlich Rituale abzuhalten, die nur mit jeder Menge Chipstüten, Cola- und Bierdosen funktionierten. Als Jessy sich über den Brunnenrand beugte und einen Blick hineinwarf, erschrak sie. Sie blickte direkt in einen Abgrund, der von einer Schwärze war, wie sie sie noch nie gesehen hatte.

„Das ist dein Weg?“

Agnes nickte. Die schimmernde Dunkelheit war Jessy unheimlich. Traurigkeit erfasste sie bei dem Gedanken, Agnes zu verlieren.

„Ich könnte mit dir kommen“, murmelte sie. Obwohl sie Agnes gestern zum ersten Mal gesehen hatte, kam sie ihr vertraut vor. Sie mussten sich an diesem Ort schon oft begegnet sein, ohne dass Jessy sie wahrgenommen hatte. Warum war sie ihr all die Jahre verborgen geblieben? Seit sehr langer Zeit war Agnes die Erste Person, bei der sie nicht das Gefühl hatte, wegen ihrer Unzulänglichkeiten beäugt und verurteilt zu werden.

„Du kannst nicht mitkommen“, sagte Agnes. „Es ist nicht dein Weg.“ Dabei hielt sie ihr den Kompass hin. Sie hatte ihn offenbar seit ihrem Geburtstag vor so vielen Jahren für sie aufbewahrt.

„Das heißt, wir haben uns nur getroffen, damit ich dich gleich wieder verliere?“ Ein weiteres Puzzleteil auf dem Weg zur verbitterten Katzenoma, dachte Jessy und betrachtete traurig den kaputten kleinen Kompass in ihrer Hand.

„Ich glaube, du verstehst gar nichts“, sagte Agnes. „Ich habe diesen Ausweg deinetwegen gefunden. Du hast deine Augen für mich geöffnet. Du hast mich angesehen und meine Geschichte angehört. Es war schrecklich all die Jahre allein.“

Agnes stand auf, legte Jessy die Hände auf die Schultern, zog sie vorsichtig an sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Dann stieg sie in den Brunnen. Jessy wollte ihr hinterhersehen, aber sie konnte nichts erkennen. Die Schwärze war einem blendend hellen Licht gewichen, das ihr aus dem Innern des Brunnens entgegenstrahlte. Dann erlosch das Licht, und zurück blieben nur das Laub und ein paar Dosen und Chipstüten. Als wäre nichts geschehen.

Schweren Herzens drehte Jessy sich um und ging zurück zum Parkplatz. Ihren Job war sie zu hundert Prozent los, da sie heute wieder unentschuldigt fehlte. Doch statt der klammen Dunkelheit, die in letzter Zeit tagein, tagaus über ihrer Seele gehangen hatte, spürte sie nun eine ungewohnte Zuversicht. Sie hatte einer Frau aus einer anderen Zeit geholfen, einer Zwischenwelt zu entkommen, in der sie festgesteckt hatte. Die Erkenntnis ließ einen kühnen Gedanken in ihr aufkommen. Nichts war festgeschrieben. Sie ließ ihr Fahrrad am Hotelparkplatz stehen, verwandelte sich in einen Kranich und flog davon.

Herbst

Vorsichtig senkte Hanno den Abnehmer mit der Nadel auf die Schallplatte. *Forever Autumn* aus Jeff Waynes Vertonung von *War of the Worlds*. Die Musik erweckte die Erinnerungen an seinen Vater zum Leben.

An guten Tagen hatte er die Boxen voll aufgedreht. Die Musik durchdrang alles: das Wohnzimmer, Hannos Gedanken und sein Herz, das sich für einen Moment öffnete, nur einen spaltbreit, sodass er einen Blick in die andere Welt erhaschen konnte.

Through autumn's golden gown we used to kick our way ... Das war seine Lieblingsstelle. Als Kind verstand er nur einzelne Worte. Er wusste, dass *autumn* Herbst bedeutet und dass es in dem Lied um jemanden ging, der sich allein fühlte, so wie er. Wie sehr er seine Freunde an den Wochenenden vermisste. Sie machten Ausflüge mit ihren Familien oder trafen sich auf dem Bolzplatz, während er bei seinem Vater in der düsteren kalten Wohnung saß.

In seiner Erinnerung war Herbst. Alles, was Hanno hatte, waren die klare, kalte Luft, das raschelnde Laub auf den Wegen und seine Musik. Aliens landeten auf der Erde, um sie zu zerstören. Ihre Raumschiffe sahen unheimlich aus, wie Roboter mit Spinnenbeinen. Und sie stießen metallisch klingende Schreie aus: *Ullllaaaah!* Als er sie das erste Mal gehört hatte, hatten sie ihm Angst eingejagt. Aber sie hatten auch etwas Anziehendes. Er wollte sie immer wieder hören. Hannos Herz schlug und war Teil der Musik. Keiner seiner Freunde hätte das verstanden. Er behielt die Musik für sich, damit niemand darüber lachte und ihm diesen Schatz zerstörte.

Sein Vater hatte ihm gezeigt, wie man die Platten auflegt, die Nadel an die richtige Stelle führt, um ein bestimmtes Lied zu hören, und wie man sie dort vorsichtig absenkt, um die Platte nicht zu zerkratzen. Aber die meiste Zeit lag er betrunken auf dem Sofa, und Hanno hörte allein die Musik, die ihm das Gefühl gab, Teil einer anderen Welt zu sein. Die Außerirdischen, die immer und immer wieder auf der Erde landeten, um sie zu zerstören, konnten ihm nichts anhaben. Seine Welt war schon zerstört. Nichts war mehr an seinem Platz, und in ihm waren diese Risse, die er besonders deutlich spürte, wenn er die Herbstluft einsog und das Laub unter seinen Schuhen raschelte. Er sah sich im Dämmerlicht durch die Straße schlendern, extra langsam, um länger draußen zu sein.

Die Wohnung seines Vaters war ein ausgebauter Kellerraum. Oft froren sie tagsüber und drehten die kleine Elektroheizung am Abend voll auf. In seiner Erinnerung lehnte Hanno mit dem Rücken an der Heizung. Aus den Boxen dröhnte *Forever Autumn*.

Plötzlich verstummte die Musik. Der Plattenspielerarm mit der Nadel hatte sich von allein gehoben und schwebte nun über der sich stumm drehenden Platte. Dann ein Klirren. Noch ehe Hanno sich umdrehen und sehen konnte, was vor sich ging, spürte er die Kälte, die von draußen hereinströmte. Das schmale Fenster der Souterrain-Wohnung war zersplittert, und lange metallische Beine wie von Fotostativen stakten durch den schmalen Rahmen. Hanno begriff sofort, dass dies kein gewöhnlicher Einbruch war. Riesige tiefschwarze Augen mit einem schwachen grünen Glimmen im Innern starrten ihn herausfordernd an. Dann erklang dieser vertraute metallische Schrei: *Ullllaaaah!* – So real. Das Wesen spie einen Feuerstrahl durch das zerschmetterte Fenster in Richtung des Sofas. Erneut ertönte ein Klirren. Die Flaschen, die neben dem Sofa lagen, zerbarsten. Hannos Vater schlief ungerührt weiter und schien nichts mitzubekommen.

Hanno spürte die Macht, die dieses Wesen hatte. Wenn es wollte, könnte es eine ganze Welt zerstören. Die langen, dünnen Metallbeine begannen den Fensterrahmen aus der Wand zu reißen. Hanno fror. Das Wesen richtete seine schwarz-grünen Augen wieder auf ihn. Es war gekommen, um ihn hier rauszuholen. Hanno begriff, dass es seine Zerstörungskraft *für ihn* einsetzte. Alles, was er tun musste, war, die erbärmliche Unterkunft und seinen Vater hinter sich zu lassen.

Er sah an sich hinunter. Er trug eine Rüstung aus Metall. In der Mattscheibe des Fernsehers spiegelte sich das Glimmen in seinen Augen. Ein dunkles Grün. Wenn er wollte, dann könnte er jetzt einen zerstörerischen Feuerstrahl auf das alles hier richten und eine Welt in Schutt und Asche legen, um die es doch nicht schade war, oder? Hanno hatte die Macht. Er sah zu der sich drehenden Platte hinüber, über der noch immer der Tonarm schwebte.

Dann senkte sich der Abnehmer vorsichtig auf die Platte. *My life will be forever autumn ...* klang es aus den Lautsprechern. Das Wesen verstand. Es warf Hanno einen letzten prüfenden Blick zu und zog sich dann zurück.

Die Flaschen lagen unversehrt neben dem Sofa auf dem Fußboden und Hanno war wieder ein normaler Junge ohne Rüstung und ohne Glimmen in den Augen. Alles war wie zuvor. Nur in der Fensterscheibe war bei genauem Hinsehen noch ein haarfeiner Riss zu erkennen, der das Glas bei der geringsten Berührung zerspringen lassen könnte.

Das Wrack

Es hatte damals in den Zeitungen gestanden: Das Autowrack war mitten in der Nacht von einem Fahrer am Feldrand direkt neben der Landstraße entdeckt worden. Der Zustand des Wagens gab Rätsel auf. Obwohl es einen Totalschaden hatte, der auf einen Zusammenprall mit einem entgegenkommenden Wagen hinwies, war weit und breit kein anderes Fahrzeug zu sehen. Noch merkwürdiger war allerdings, dass vom Fahrer jede Spur fehlte. Dieser musste noch während der Fahrt aus dem Wagen gesprungen sein, denn die Fahrerseite war vollständig zerschmettert. Wer auch immer beim Aufprall hinter dem Lenkrad gesessen hatte, konnte diesen Unfall nicht überlebt haben. Doch die Suche nach dem potenziellen Unfallopfer blieb ohne Erfolg. Als wäre all das noch nicht unerklärlich genug, befand sich zum Zeitpunkt des Auffindens ein etwa siebenjähriger Junge auf dem Rücksitz des Wagens, der zwar leichenblass war und unter Schock stand, der ansonsten jedoch keinen Kratzer abbekommen hatte.

Dieser Junge war ich. Gestern waren es auf den Tag genau 17 Jahre, und wenn alles nach Plan läuft, werde ich sie heute wiedersehen.

Als ich elf Jahre alt war, starb meine Schwester bei einem Autounfall. Es war ein Samstag. Sie war mit unserem Vater zum Baumarkt gefahren, während ich zu Hause unserer Mutter half, die Treppe abzuschleifen. Wir waren gerade erst in das neue Haus gezogen. Ich liebte es, an den Wochenenden dort herumzuwerkeln. Es gab immer etwas zu tun. Die Wände mussten verputzt, der Dachboden gedämmt und die alten Holzdielen abgeschliffen werden. Meine Schwester und ich schauten zu und machten uns nützlich, wo wir konnten. Es waren friedliche Stunden, in denen das Radio lief und jeder seiner Beschäftigung nachging. Ich genoss es, nicht an die Schule denken zu müssen, und am Abend saßen wir zusammen im halb renovierten Wohnzimmer und aßen Pizza oder belegte Brötchen.

Nach dem Unfall erstarben auch die Arbeiten im Haus. Aus der zukunftssträchtigen Baustelle war mit einem Schlag ein Geisterhaus geworden. Mein Vater hatte den Unfall schwer verletzt überlebt. Aber er war nicht mehr der gleiche Mensch wie vorher.

Die Beifahrerseite, auf der meine damals zwölfjährige Schwester gesessen hatte, war vollständig zerstört. Mein Vater sagte, er habe einem entgegenkommenden Wagen ausweichen wollen, der plötzlich auf die falsche Seite der Fahrbahn ausgeschert war, weil der Fahrer anscheinend in einen Sekundenschlaf gefallen war und die Kontrolle über den Wagen verloren hatte. Auf dem Fahrradweg rechts neben der Landstraße hatten sich zu dem Zeitpunkt zwei Fahrradfahrer befunden. Deswegen war er nicht dorthin ausgewichen, sondern hatte geistesgegenwärtig den Wagen nach links übergezogen. Die Gegenfahrbahn hinter dem Unfallverursacher war frei. Leider hatte der andere Autofahrer ebenfalls versucht, in seine Spur zurückzuziehen, und dabei das Auto meines Vaters auf der Beifahrerseite gerammt. Immer und immer wieder hatte ich mir diese Szene vorgestellt. Ich zeichnete sie, ich stellte sie mit Modellautos nach. Ich stand stundenlang dort, an der Stelle, wo es passiert war. Ich bildete mir ein, ich könnte die Zeit zurückdrehen, wenn ich mich nur stark genug konzentrierte.

Ein Jahr nach dem Unfall, zogen wir aus dem Geisterhaus wieder aus. Keiner von uns konnte es ertragen, ohne *sie* dort zu sein. Mein Vater konnte nicht mehr arbeiten und war immer wieder in der Klinik. Meine Mutter unterdrückte ihre Wut, aber alle wussten, dass sie es ihm nicht verzeihen konnte. Ich war für sie beide unsichtbar geworden. Und darüber war ich froh, denn so konnte ich ungestört Pläne schmieden. Ich musste einen Weg finden, die Zeit zurückzudrehen und den Unfall zu verhindern.

Mit zwölf kam ich auf ein Internat. Vermutlich waren meine Eltern froh, mich endlich los zu sein. Und wenn ich ehrlich bin, beruhte das auf Gegenseitigkeit. Ihre Trauer war unerträglich. Und in der Schule konnte ich mich nun ganz auf meinen Plan konzentrieren. Zuerst dachte ich, es würde reichen, gut in Mathematik zu sein. Denn ich hatte eine Geschichte über einen Zeitreisenden gelesen, der mithilfe einer mathematischen Formel die Linearität der Geschichte durchbrochen hatte. Aber allmählich wurde mir klar, dass die Sache viel komplexer war und dass meine Kenntnisse in Mathematik und Physik nicht ausreichen würden, um meinen Plan auszuführen.

Im letzten Schuljahr vertraute ich mich mit meinem Vorhaben meinem Freund Mirza an. Normalerweise sprach ich mit niemandem darüber. Die meisten sehen einen komisch an, wenn sie erfahren, dass man sich ernsthaft mit Zeitreisen beschäftigt. Mirza war anders. Er war es, der mich auf die Idee brachte, Magie in meine Gleichung miteinzubeziehen. Und so ging ich nach meinem Abschluss an die Universität, an der auch Mirzas Bruder studierte und mir Zugang zu einem studentischen Geheimbund verschaffte. Mirza versicherte mir, dass ich mithilfe der Kontakte, die ich durch die Mitgliedschaft gewinnen würde, alles bekommen könnte, was ich nur wollte.

Mein Freund hatte mir nicht zu viel versprochen. Es dauerte drei Jahre, bis ich in den Rang aufsteigen konnte, der mir das Vertrauen des inneren Kreises verschaffte. Zwei weitere Jahre, bis ich die Hinweise in den Geheimschriften richtig deutete und schließlich mit Mirzas Hilfe das Tor öffnen konnte, das mich zurücksog, durch mich selbst hindurch und durch die Zeit, siebzehn Jahre in die Vergangenheit an einen Samstag im August.

Ich stand neben der Treppe unseres neuen Hauses und zog frisches Schleifpapier auf einen Schleifblock. Meine Mutter wirbelte im oberen Stockwerk herum und summt das Lied mit, das gerade im Radio lief. Mein Vater griff nach seinem Schlüsselbund, der neben der Eingangstür an einem Haken hing, und rief nach meiner Schwester. Sie kam aus der Küche in den Flur. Die beiden waren drauf und dran, in den Baumarkt zu fahren.

„Nein“, rief ich. All die Jahre hatte ich mir diese Situation wieder und wieder vorgestellt und mir überlegt, wie ich sie überzeugen sollte, nicht zu fahren. Ich wusste, dass es der wichtigste Moment meines Lebens war und dass ich nichts falsch machen durfte. Das Leben meiner Schwester lag nun in meiner Hand. Wenn es mir nicht gelang, zu verhindern, dass sie und mein Vater ins Auto stiegen, hatte ich sie auf dem Gewissen.

Ich hatte mich so lange auf diesen Moment vorbereitet. Aber nun war ich ein achtjähriger Junge. Ich war überwältigt davon, meine Schwester lebendig vor mir zu sehen. Ich umklammerte sie und fing an zu weinen.

„Hey“, sagte sie lachend. „Was ist denn los?“ Sie löste sich aus meiner Umklammerung und schob mich an den Schultern von sich weg, wohl in der Hoffnung, aus meinem Gesicht schlauer zu werden. Als sie bemerkte, dass es keiner meiner albernen Scherze war, zog sie mich wieder an sich und versuchte, mich zu beruhigen.

„Ihr dürft nicht fahren“, murmelte ich in ihr nach Erdbeerkaugummi duftendes T-Shirt. „Ihr dürft auf keinen Fall fahren.“

„Ich weiß nicht, was los ist“, sagte sie zu meinem Vater, der mit dem Schlüssel in der Hand am Eingang stand. Ich stürzte nun zu ihm und begann, auf ihn einzureden:

„Bitte fahrt nicht zum Baumarkt, bitte, bitte, bitte.“

Meine Überredungskünste waren erbärmlich. Er sagte, er könnte ohne die neuen Materialien nicht weiterarbeiten. Ich versuchte, ihn zu überreden, an etwas anderem zu arbeiten oder eine Pause zu machen, aber er hielt es für eine komische Laune und lachte meine Bitten weg. Er schob mich zur Treppe und drückte mir einen Schleifblock in die Hand.

Ich musste zusehen, wie sie einem unsichtbaren Sog folgend das Haus verließen. Ich hatte mich nie in meinem ganzen Leben so verzweifelt und ohnmächtig gefühlt. Ich sprang auf und lief ihnen hinterher. Wenn ich sie nicht abhalten konnte, blieb nur noch eine andere Chance. Ich musste mitfahren. Ich kannte den Unfallhergang auswendig. Ich würde Ausschau halten nach einem silbernen Passat Kombi. Ich würde meinen Vater rechtzeitig warnen. Ich würde alles tun, um meine Schwester zu beschützen.

„Na komm“, sagte mein Vater. „Dann trödel jetzt aber nicht rum.“

Meine Mutter war noch immer im oberen Stockwerk. Ich hatte ihr Summen gehört, sie aber nicht gesehen. Wenn ich versagte, würde sie am Ende dieses Tages vielleicht zwei Kinder verloren haben. Panik stieg in mir auf, als mir klar wurde, dass nun auch mein Leben auf dem Spiel stand.

Wir fuhren auf der Landstraße. Nur wenige Minuten von der Stelle entfernt, an der es beim ersten Mal passiert war und an der sich nun alles entscheiden würde. Mein Herz raste. Ich saß auf der Rückbank hinter meiner Schwester, die ich nicht hatte überreden können, sich hinten neben mich zu setzen. Seit sie zwölf war und vorn fahren durfte, weigerte sie sich, „wie ein Kleinkind“ auf der Rückbank zu fahren. Ich lehnte mich zur Seite und starrte zwischen den Vordersitzen hindurch auf die Fahrbahn. Ich biss die Zähne aufeinander, so fest ich konnte. Ich hatte Angst, dass ich im entscheidenden Moment blinzeln und es verpassen würde, meinen Vater rechtzeitig zu warnen.

Als wir uns der Stelle näherten und ich den silbernen Passat auf der Gegenfahrbahn sah, schrie ich: „Nicht links rüber, der fängt sich wieder!“ Mein Vater drehte verwundert seinen Kopf zur Seite, um nach mir zu sehen. Er wich dem Passat nicht aus. Dieser bretterte ungebremst von schräg vorn in unseren Wagen. Ich spürte den Aufprall, und zugleich spürte ich ihn nicht. Die Welt um mich herum löste sich auf. Ich sah nicht, wie mein Vater hinter dem Lenkrad zu Tode gequetscht wurde, denn der Platz hinter dem Lenkrad war leer, genau wie der Beifahrersitz. Der Wagen flog ungebremst über die Landstraße und landete im Feld. Der Passat war verschwunden.

Ich saß ganz allein in unheimlicher Stille auf der Rückbank unseres zerschmetterten Autos. Es dauerte eine Ewigkeit, bis jemand kam und mich aus dem Wagen holte.

Wochen lang litt ich an den Folgen des Schocks. Ich konnte nicht sprechen und keinen klaren Gedanken fassen. Als ich mich langsam erholte, begannen meine Gedanken um die immer gleichen Fragen zu kreisen: Was war geschehen? Wohin waren die anderen verschwunden? Hatte es geklappt, und meine Schwester war irgendwo an einem anderen Ort noch am Leben? Und was war mit mir passiert?

Ich fragte die Pfleger nach meinen Eltern und meiner Schwester und danach, was geschehen war, aber sie sahen mich alle mit diesen hilflosen Blicken an. Niemand konnte sich einen Reim darauf machen, was an diesem denkwürdigen Tag auf der Landstraße geschehen war. Niemand schien mich zu kennen. Und auch ich erkannte niemanden. Ich kam in ein Heim, aus dem ich mehrmals davonlief, um nach meiner Familie zu suchen. Doch ich konnte nichts herausfinden. In dem Haus, in das wir vor Kurzem erst eingezogen waren, lebten andere Leute.

Ich durfte nicht an meine alte Schule zurück. Die Betreuer im Heim meinten, dass es sich um eine Privatschule handelte, für die der Staat nicht aufkomme. Doch als ich einmal den Unterricht schwänzte, um meine alte Klasse zu besuchen, musste ich feststellen, dass es auch sie nicht mehr gab.

Ich fragte mich, ob ich vielleicht bei dem Unfall gestorben war und mir nun auf eine sehr real wirkende Weise einbildete, in einer anderen Realität am Leben zu sein. Tatsächlich habe ich in den letzten Jahren nicht eine einzige Person getroffen, die ich aus meinem früheren Leben kannte. Es war eine lange Zeit und eine Zeit voller Ungewissheit und Unbehagen. Ich konnte mir in diesem Leben keinen Zugang zu weiterem Geheimwissen verschaffen. Doch heute, nach siebzehn langen Jahren, erreichte mich ein handgeschriebener Brief. Er ist von Mirza, meinem besten Freund in einer Welt, in der meine Schwester tot ist und ich vor seinen Augen verschwunden bin.

Wenn die Berechnungen in seinem Brief stimmen, werden wir heute um Mitternacht gemeinsam eine Grenze übertreten. Er ist bereit, alles zurückzulassen und mit mir zu gehen. Ich kann es kaum erwarten, ihn wiederzusehen. In einer Wirklichkeit, in der wenige Tage vor ihrem 29. Geburtstag meine Schwester und ich zugleich existieren.

Die Ringeltaube

Tina ging durch den Wald in der Nähe der Sandgrube, wo sie als Kind oft gespielt hatte. Mit ihren Freunden hatte sie dort Hütten gebaut. Heute lag der Ort verlassen da. Das Blätterdach des Waldes leuchtete in hellem Grün. Doch irgendetwas stimmte nicht. Die Schatten der Bäume fielen unnatürlich dunkel in die Grube. Alles war still. Müsste sie nicht die Vögel singen oder die Blätter im leichten Wind rascheln hören?

Auf der anderen Seite der Sandgrube stand jemand. Obwohl sie sie nicht erkennen konnte, wusste Tina, dass es ihre Schwester Anne war. Anne war noch ein Kind. Sie stand am Rand der Sandkuhle und winkte zu Tina herüber. Auf ihrer Schulter saß eine Taube. Trotz der großen Distanz konnte Tina den Vogel genau erkennen: den grünlich-grauen Kopf und den weißen Nacken, das rötlich schimmernde Bauchgefieder und das scharfe kleine Auge, das aus einem weiß umrandeten tiefschwarzen Punkt bestand. Unvermittelt flog die Taube auf. Es war ein übergroßes weiß-graues Geflatter mit einem durchdringenden Taubenblick. Der Flügelschlag war das einzige Geräusch, das Tina hörte. Dann war das Tier verschwunden, und Tina stand auf der anderen Seite der Grube neben ihrer Schwester.

Sie kletterten gemeinsam die steile Seite der Kuhle hinauf. Tina griff nach Gräsern und Wurzeln, die aus der Erde ragten, um nicht abzurutschen und in die Tiefe zu stürzen, die unter ihnen klaffte. Anne klammerte sich einige Meter über ihr an eine alte Baumwurzel und sah sich ängstlich nach Tina um. Als Tina zu ihrer kleinen Schwester aufgeholt hatte, griff diese nach ihr und klammerte sich fest, sodass sie das Gleichgewicht verlor. Mit dem Gefühl, ins Leere zu greifen, wachte Tina auf.

Sie brauchte eine Weile, bis ihr Kopf wieder richtig funktionierte. Einige lange Sekunden fiel ihr nicht ein, was für ein Wochentag war und wie spät es sein mochte. Sie hasste dieses Gefühl, auch wenn es ihr inzwischen ziemlich vertraut vorkam. Sie war mal wieder am Schreibtisch eingeschlafen, nachdem sie die ganze Nacht durchgearbeitet hatte. Die Uhr auf dem PC zeigte 11:07. Mit klopfendem Herzen rief sie ihre Schwester an. In der Wohnung nebenan klingelte das Telefon, aber niemand ging dran. War Anne in die Uni gefahren und hatte ihr Telefon zu Hause liegengelassen? Das wäre sehr ungewöhnlich.

Tina sah das Bild aus dem Traum vor sich und spürte noch immer den Sturz in den schwachen Muskeln ihres völlig übermüdeten Körpers. Sie beschloss, nach Anne zu sehen. Sie ging nach nebenan und klopfte an die Tür. Drinnen blieb es still. Sie suchte nach dem Wohnungsschlüssel ihrer Schwester und betrat deren Wohnung. Es roch nach Zitronenreiniger und frisch aufgebackenen Brötchen. Auf dem Boden neben dem Bad lag ein kleiner Wäschehaufen, und alle Zimmertüren standen offen.

Mit Herzrasen und schwachen Beinen betrat Tina das Wohnzimmer: Alle Decken und Kissen bildeten einen ordentlichen Stapel neben dem Sofa. Am Bücherregal lehnte der Staubsauger. Als sie ihren Kopf in die Küche steckte, setzte ihr wie wild pochendes Herz einen Schlag aus. Vor dem geöffneten Fenster lag Anne. Ein Bein steckte in einem Klappstuhl. Darauf hatte sie offenbar vor Kurzem noch gestanden, um das Fenster zu putzen. Sie musste bei ihrem Sturz versucht haben, sich an der Gardine festzuhalten, denn die Gardinenstange war an einer Seite aus der Halterung gerissen und hing nun schräg vor dem Fenster.

Während Tina neben ihrer bewusstlosen Schwester auf dem Küchenboden kniete und auf die Rettungssanitäter wartete, geschah etwas äußerst Eigenartiges: Durch das geöffnete Fenster

flatterte eine Taube ins Zimmer und suchte nach einem geeigneten Landeplatz. Es war eine Ringeltaube wie in ihrem Traum. Das Tier ließ sich auf der Arbeitsplatte nieder und beäugte neugierig einige Krümel und Sonnenblumenkerne, die neben einer zerknüllten Brötchentüte lagen. Tina erhob sich, um die Taube zu verscheuchen. Doch in diesem Moment klingelte es an der Tür. Sie eilte in den Flur, drückte auf den Summer und öffnete die Wohnungstür, damit die Sanitäter sofort wussten, wo sie hinmussten.

Als sie zurück in die Küche kam, war ihre Schwester verschwunden. Die Taube war noch da und bearbeitete jetzt eifrig die Brötchentüte in der Hoffnung auf noch mehr Krümel. Das konnte doch alles nicht real sein. Vor nicht einmal einer halben Minute hatte Anne bewusstlos auf dem Küchenboden gelegen. Tina war sicher, sie würde aus diesem Alptraum aufwachen, wenn sie nur heftig genug den Kopf schüttelte. Die Taube sah sie vorwurfsvoll an.

Sollte sie den Blick aus dem Fenster wagen? Nein, das konnte sowieso nicht sein, und wenn ..., dann wollte sie es nicht sehen. Was sollte sie nur den Sanitätern sagen, die jeden Moment die Wohnung betreten würden? Die würden doch glatt *sie* mitnehmen, wenn sie denen diese unglaubliche Story auftischte. Doch die Leute, die geräuschvoll das Treppenhaus hinaufgestapft waren und nun die Wohnung betraten, waren keine Sanitäter. Es waren ihre Eltern. Ihre Mutter hob mit spitzen Fingern eins der Handtücher hoch, das auf dem Wäschehaufen im Flur gelegen hatte.

„Hast du keinen Wäschekorb für sowas?“

Ihr Vater ging schnurstracks zum Kühlschrank, öffnete und schloss die Tür und begann dann die Küchenschränke nach etwas Essbarem zu durchstöbern. Was war das nur für ein irrer Fiebertraum? Nun war es Tina, die der Taube einen vorwurfsvollen Blick zuwarf. Irgendwie hatte sie den Eindruck, dass die für das alles hier verantwortlich war.

„Wo ist Anne?“, fragte Tina sie. Da hörte sie, wie nebenan ihr Telefon klingelte. Sie wollte zurück in ihre Wohnung, aber ihr Vater versperrte mit einem riesigen Teller voller Pralinen den Weg aus der Küche. Erst als hinter ihr ein wildes Flattern ertönte und sich die Krallen der Taube unsanft in ihre Schulter gruben, wachte sie auf.

Über der Arbeit eingeschlafen. Mal wieder. Sie schwor sich, heute Abend zu einer normalen Zeit ins Bett zu gehen. Vor Mitternacht. Wirklich. Diesmal wirklich. Wirklich. Sie checkte ihr Handy. Ein Anruf in Abwesenheit und eine Sprachnachricht von Anne:

„Bist du zu Hause? Hier ist gerade eine Taube reingeflogen. Ich werde die nicht wieder los. Kannst du mir kurz helfen? Ich muss das Küchenfenster putzen. Mama kommt gleich. Du kennst sie ja. Ich will mir nicht wieder die Predigt von wegen Haushalt und so anhören.“

Tina sprang auf, hellwach. Sie holte die Trittleiter aus der Abstellkammer und ging rüber zu Anne.

Am Waldrand

An einem Weihnachtsmorgen machte ich einen Spaziergang durch die weiße Landschaft. Die Straße, die in ein Wäldchen am Rand meines Dorfes führte, lag an diesem frühen Morgen noch unberührt im Schnee. Das Tor aus schwarzen Zweigen über dem Waldweg wirkte in dieser Stunde wie der geheime Eingang in eine andere Welt.

Ich hatte genug von dem ganzen albernen Weihnachtszauber und war froh, einer Welt voller glänzender Kugeln, Schleifen und mit unendlicher, nie versiegender Liebe gefüllter Herzen zu entkommen. Die Nadelbäume verströmten ihren Duft, und ich hatte den Eindruck, dass der Wald größer war als sonst.

Als ich eine Weile den Waldweg entlang über den knirschenden Schnee spaziert war, sah ich eine Gestalt zwischen den Bäumen stehen. Der Fremde hatte mir den Rücken zugewandt, und während ich mich ihm näherte, drehte er sich nicht zu mir um, obwohl er meine Schritte im Schnee hören musste. Es hatte etwas Unheimliches, wie er so reglos dastand. Als ich ihn erreicht hatte, trat ich vor ihn und blickte ihm direkt ins Gesicht. Er wirkte müde und verbittert.

Ich hatte mir eingebildet, dass dieser Wald, der Schnee und diese vollkommene Stille an diesem Morgen allein mir gehörten und dass der Fremde meine unberührte Welt betreten hatte. Ich dachte, ich hätte alles Recht, nachzusehen, wer er war und was er wollte. Doch jetzt, da er mich betrachtete, kam mir der Gedanke, dass ich der Eindringling war.

Die Augen des Fremden, mit denen er mich kritisch musterte, waren dunkelgrau. Er musste etwa in meinem Alter sein.

Dass er wie ein bleicher Schatten seiner selbst im verschneiten Wald stand, hatte einen Grund. Diese Nacht waren ihm, wie er sagte, drei Geister erschienen. Sie hatten ihm verstörende Szenen vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Weihnachtstage vor Augen geführt und ihn genötigt, zu bekennen, dass er nun den wahren Geist des Weihnachtsfestes verstehe. Der Geist der zukünftigen Weihnacht hatte ihn fast um den Verstand gebracht mit seiner moralisierenden Aufdringlichkeit. Da war er aus dem Bett gesprungen, aus dem Haus gestürmt, raus aus dieser ganzen Geistergeschichte, raus aus allem, außer aus seinem wunderbar warmen Mantel. Er strich mit der rechten Hand über seinen linken Ärmel. Er war in diesen nahegelegenen Wald entkommen. Hier hatte er sich erholt, ganz versunken in die heilsame Stille des Ortes. Bis ein lästiger Fremder ihn gestört hatte.

„Damit meine ich dich“, fügte er hinzu, um sicherzustellen, dass ich ihn verstand. Trotzdem schloss er sich mir an. Schweigend gingen wir nebeneinander durch das lichter werdende Gehölz, bis wir an eine Weggabelung kamen. Der Fremde murmelte irgendein Gedicht von Robert Frost vor sich hin: *Two roads ... yellow wood* und so weiter. Erst jetzt fiel mir auf, wie das Herbstlaub über uns im Sonnenlicht schimmerte. Dann entschied er sich, den weniger betretenen Weg zu nehmen.

„Frost“, sagte er im Weggehen, „ist mir so viel lieber als Dickens.“

Sollte ich ihm folgen? Den anderen Weg wählen? Zurück nach Hause gehen? Ich blickte ihm nach und zauderte lange. Einige Minuten oder Stunden vergingen, die sich wie Jahre anfühlten. Ich sinnierte darüber, welcher der *weniger betretene Pfad* sein mochte, während ich das tiefe Grün des Waldes in mich aufzog. Und dann fiel mir auf, dass es überhaupt keine Pfade gab. Wahrscheinlich inzwischen von der Natur zurückerobert, während ich herumstand, dem Kuckuck lauschte und nachdachte.

Dann schlug ich mich durch das Unterholz und sog den frischen Duft der Maiglöckchen ein.

Als ich den Saum des Waldes erreichte, sah ich ihn wieder. Er rauchte Pfeife und starrte über die Felder, die direkt hinter dem Wald begannen. Er zeigte in die Ferne. Hinter diesen Feldern, sagte er später, vermutete er das Ende der Zeit, und er hatte vor, sie eines Tages zu überqueren, aber Eile mit Weile.

In all den Jahren, die folgten, schien die Zeit endlos zu sein. Wir standen dort am Saum zwischen Wald und Feld, saßen auf einer Bank, verbargen uns unter dem grünen Blätterdach, wenn der Regen herabströmte, und lauschten dem Wind, der durch die Bäume strich und die Ähren auf dem Feld rascheln ließ.

Es scheint, als gäbe es überhaupt keine Zeit, denn diese Geschichte trug sich vor so vielen, vielen Jahren zu, und wir sind immer noch hier.